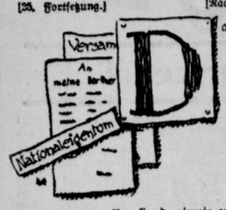
Nummer 104 Montag, 30. April 1923

Berliner Familien-Zeitung

DER WECKRUF

Ein Roman aus dem Frühjahr 1848 von Friedrich Karl Kellermann

[25. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]



Das helle Musselinkleid mit den bunten gestickten Rosenringen um den Glockenrock ließ ihre schlanke und doch volle Gestalt reizvoll hervortreten, ihre Augen leuchteten und ihr Antlitz glühte. Wie sie so neben ihm stand, atmete er den Hauch ihres Wesens, den Duft des unbändig hervordrängenden reichen Haares mit stillem Entzücken. Aus der Fülle dieser lebensvollen, überquellenden Natur strömte es zu ihm herüber wie ein Fluidum des Glücks.

Auch Rudolf war herzugetreten. Er faßte Josephines Hand und drückte sie zärtlich. Mit Stolz betrachtete er seine schöne Braut, die noch dunkler errötete.

Da bewegte sich der Kranke und schlug die Augen auf.

Ein tiefer, leidender, schmerzensreicher Blick traf die drei Menschen. Schnell griff Josephine nach einem Becher, um dem Kranken von neuem den Schlaftrunk einzuflößen, doch Meister Karper wehrte ab. Seine blassen Lippen bewegten sich und er sagte: „Dank Ihne, dank Ihne, is jenuch . . . Die Schmerzen alleene sin es noch lange nich. O nee, o nee! Det is schon zu erdragen . . . Aba det andere, det andere, det mit den Jungen, mit meenen Fritze, det schafft mir de jroßen Schmerzen, de jewaltje Pein . . . Is det wahr? Sagen Se, is det wirklich wahr?"

Ein Schluchzen schüttelte ihn, wie ein getretener Wurm wälzte er sich, zog es seinen mächtigen Körper in Krümmungen und Zuckungen zusammen. Der seelische und körperliche Schmerz übermannte ihn völlig.

Man suchte ihn mit lieben, gütigen, tröstenden Worten zu beruhigen, doch kein Zuspruch, keine fromme Versicherung half. Da wandte Dr. Wagner kurz entschlossen seine erst jüngst erprobte Methode einer subkutanen Injektion an und nahm bald mit Befriedigung die schnelle Wirkung des schmerzlöschenden Mittels wahr. Mit einem tiefen Seufzer verfiel der arme Meister wieder in Schlaf.

Josephine atmete auf. Sie litt mit dem Kranken, empfand beinahe körperlich sein brennendes Weh. In wortloser Ergriffenheit drückte sie dem Arzte die Hand. Aus ihren Augen flossen die Tränen.

Rudolf zog sie behutsam fort und umfaßte sie innig. Auch er war erschüttert.

Da trat die hagere Mutter Karper mit abgehärmtem, elendem Gesichtsausdruck aus der Kammer. Auf Rudolfs Frage gab sie bekümmert zur Antwort, daß Fritz fort sei. Wenn ihm nur nichts zustieße, dem armen Jungen, weinte sie leise.

Inzwischen hatte Dr. Wagner seine Anordnungen getroffen und der Tochter des Kranken die notwendigsten Verhaltungsmaßregeln gegeben. Nun wiederholte er sie der armen Mutter, alle sprachen ihr zu, trösteten sie, und dann verließen die drei Menschen mit stillem Gruß den traurigen Raum, nachdem der Arzt baldiges Wiederkommen zugesagt. Fürs erste war hier nichts zu besorgen.

Noch in manche der elenden Hütten am Flußufer führte die drei ihr nächtlicher Weg, noch an manchem Schmerzenslager spendete der hilfsbereite Arzt seinen Trost und übte seine Kunst, überall brachte er Ruhe und Erlösung. Josephine und Rudolf aber beteiligten sich hilfreich an allem Liebeswerk.

Als die drei Menschen nach vollendeter Arbeit endlich aufatmend ins Freie traten, dämmerte bereits der Morgen.

XX.

Kommerzienrat Stresow war am folgenden Morgen aus bleiernem Schlaf mit einem dumpfen Gefühl im Kopfe und schweren Gliedern erwacht. Als er sich der verhängnisvollen Ereignisse des vergangenen Tages erinnerte, legte es sich wie der Alpdruck eines wüsten Traumes von neuem auf seine Brust. Er mußte sich erst durch den Augenschein davon überzeugen, daß die Zerstörung seiner kostbarsten Werke Wirklichkeit, daß seine mühsam geschaffenen Einrichtungen und Anlagen tatsächlich in Trümmer gelegt waren.

Nun saß er in seinem luxuriös ausgestatteten Arbeitskabinett und prüfte verdrießlich die Assekuranzpapiere, die ihm leider nur einen Teil des erlittenen gewaltigen Schadens zu vergüten imstande waren. Mit einer zornigen Bewegung schleuderte er die Policen auf den Tisch und erhob sich. Eine tiefe Falte des Grimmes zeichnete sich von seiner Nasenwurzel nach der Stirn hin. Das alles hatte er der Bestie Volk, insbesondere jenem schurkischen Pengel zu verdanken, der ein echter Vertreter dieses Mobs und Pöbels war, der den Staat seit geraumer Zeit unsicher machte, die ruhige Weltordnung störte. Das war die Revolution innerhalb seines gefestigten Besitzes, der gewaltsame Umsturz in seinem eigenen Kreise, wahrlich, nur ein Bild und Beispiel der größeren Dinge da draußen!

Aber wenn er auch noch so große Verluste trug, wenn dieser Schlag ihn noch so tief getroffen, den empfindlicheren Schaden würde der elende, verbrecherische Plebs selbst zu fühlen bekommen. Ein großer Teil seiner Leute war jetzt brotlos, und er hatte keinen Anlaß, ihre Not zu mildern. Beileibe nein! Mochten sie nun erfahren, wohin dieser Weg zum allgemeinen Glück führte, mochten sie sich nur selber helfen, die Folgen dieser Freveltat, die nichts anderes als ein Symbol und Ausdruck ihres Geistes und Willens war, tragen. Er würde ihnen nicht beistehen, sondern sie ruhig ihrem wohlverdienten Schicksal überlassen.

Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer gewissen Genugtuung. Er würde seine Meinung nicht verbergen und war sicher, bei seinen Gesinnungsgenossen Zustimmung zu finden, wenn er handelte, wie er sich vorgenommen. Vielleicht wirkte dieser krasse Fall wie ein Fanal, das auch manchem die Augen öffnete, der wie dieser und jener aus dem Kreise seiner Freunde von dem verderblichen Zeitgeist angekränkelt war. Und wenn sein persönliches Unglück mithalf, die allgemeine Stimmung zu beeinflussen, jenen Umschwung in der öffentlichen Meinung zu bestärken, der sich jetzt allenthalben vorbereitete, so lag darin zweifellos etwas Gutes. Die Reaktion mußte kommen, und Vorgänge wie diese waren deshalb von Nutzen.

Freilich, was half ihm das jetzt? Er war tief geschädigt, sein Unternehmen tödlich getroffen. Doch er durfte sich nicht in müßigen Klagen ergehen, mußte mit verdoppelter Energie neubeginnen, das vernichtete Gut wieder einzubringen trachten. Nein, dieser Schlag war doch nicht tödlich, die Wunde heilbar, er besaß Freunde, die ihm beistehen, ihm Hilfe bringen würden. Dessen war er sich zu seinem nicht geringen Troste lebhaft bewußt. Und seine mächtigste Bundesgenossin, die Zeit, kam ihm entgegen.

Kommerzienrat Stresow reckte sich. Er witterte Morgenluft, fühlte sich wieder frisch und jung, fähig, den schweren Schlag zu überwinden.

Und er würde nun auch jenes anderen Leides, das über ihn hereingebrochen, Herr werden. Denn in doppeltem Sinne hatte ihn das Verhängnis getroffen. Seit kurzer Zeit besaß er Beweise, daß die Ulaldi ihn betrüge . . .

Dieses Weib, das er angebetet, dem er mehr geopfert als jeder andere Mann, das er bald zu seiner rechtmäßigen Gattin hatte machen wollen, dieses leichtfertige Frauenzimmer brachte es über sich, ihn in gemeinster Weise zu hintergehen! Unfaßbar! Wofür hielt ihn diese Nichtswürdige denn? War er etwa der elende Lebegreis, der hündisch dankbar für die Brosamen sein mußte, die ihm eine vergötterte Liebeskönigin zuwarf? Hielt sie ihn, Max Stresow, für so verächtlich, daß sie ihm diese Schmach antun zu dürfen glaubte? Nun gut, er würde sie eines Besseren belehren! Er war nicht der Mann, dem man so etwas bieten durfte. Von der Huld und Gnade einer launenhaften Gebieterin abhängig zu sein, war nie seine Sache gewesen. Und in diesem besonderen Falle am allerwenigsten. Stürzte auch hier das Gebäude seiner Hoffnungen zusammen — wohlan! Um so besser vielleicht, wenn es beizeiten geschah . . .

Also Trümmer ringsum, Schutt und Asche. Seufzend fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Für einen Moment verdunkelte sich sein Blick.

Doch in der nächsten Minute war er auch schon wieder er selbst. Fühlte die Kraft in sich, dem allen mit starkem, ruhigem Willen zu begegnen, empfand bereits den Heilungsprozeß seiner schmerzenden Wunde. Von dieser Niederlage würde er sich nur um so sicherer gefestigt erheben.

Und nun lenkte sich sein Sinn der Tochter zu. Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke, sich mit Josephine so bald wie möglich auszusöhnen. Die charaktervolle Haltung seines einzigen Kindes erschien ihm jetzt über alle Maßen sympathisch und liebenswert.

Hatte sie nicht berechtigten Grund gehabt, sich von ihm zu entfernen? Vielleicht war ihrem weiblichen Scharfsinn längst offenbar geworden, was er zu seinem Schaden erst jetzt erfahren. Josephine mochte das unzuverlässige Wesen der reizvollen Tänzerin, die in ihrer Naturanlage vielleicht begründete Treulosigkeit richtig erkannt, ihren Verrat vorausgeahnt haben. Wahrlich, sein Kind hatte recht daran getan, ihren von einer törichten Leidenschaft verblendeten Vater zu verachten. Er schämte sich...

Eine heiße Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Unruhig ging er in dem Zimmer auf und ab. Er mußte Josephine wiedergewinnen, ganz und für immer. Sie war das einzige auf der Welt, was er noch hatte, woran sein betrogenes, gedemütigtes Herz mit allen Fasern hing. Gegen seine eigenen Irrwege waren ihre Torheiten nachsichtig zu beurteilen. Und sie würde inzwischen auch ihre Erfahrungen gesammelt haben und wahrscheinlich von manchem geklärt zurückkommen, was ihr einst schön und verlockend erschienen . . .

Vor allem aber, der eigentliche Anlaß ihres Zerwürfnisses war beseitigt, da die Ulaldi ein für allemal erledigt, sein Sinn und Wille sich nun auf reinere, höhere Ziele richtete. Frei und offen würde er seiner stolzen, schönen Tochter den schweren Irrtum bekennen, in dem er befangen gewesen, sie um Nachsicht und Vergebung bitten, wie auch er Nachsicht und Vergebung ihr gegenüber zu üben herzlich bereit war.

Bis zu diesem Punkt in seinen Erwägungen angelangt, atmete er erleichtert auf. Da hörte er einen Wagen vor der Straßeneinfahrt halten, und als er mit hellen Augen durch das geöffnete Fenster hinausblickte, nahm er zu seiner Ueberraschung wahr, daß — die Ulaldi ihn zu besuchen kam.

✦

Nun stand die liebreizende Schöne mit leichtem, verführerischem Lächeln vor ihm. Sie sah aus wie ein Prachtbild aus Kaßmanns Modejournal. Ihr helles, duftiges, von ganz zarten Pastelltönen glänzendes Seidenkleid mit den scharf gebrannten Kanten rauschte leise, während sie dem beleidigten Liebhaber, der sichtlich verwirrt zu ihr herüberblickte, die weiche, mattblaue behandschuhte Rechte bot. Ein roter Türkenschal schlang sich leicht und nachlässig um ihre vollen Schultern, die üppige Brust wogte, und von den kirschroten Lippen, die ein bestrickendes Lächeln noch verschönte, klang schmeichelnd die silberhelle, betörende Stimme:

„Wat is mich das mit dich, mein Kind?"

Dazu blitzten die dunklen Augen schalkhaft unter der breiten weißen Schute mit den losen rosa Seidenbändern hervor. Sie war sich ihrer Macht über diesen Mann bewußt.

Max Stresow atmete schwer. Er kämpfte mit dem Entschluß, dieses leichtfertige, herausfordernde Weib entweder durch unerschütterlichen Ernst und Ruhe, durch moralische Ueberlegenheit zu demütigen, oder sie mit heftigen Vorwürfen anzuklagen, ihr seine Verachtung ins freche Gesicht zu schleudern, sie aus dem Hause zu weisen. Doch das wäre unvornehm und unklug gewesen, so berechtigt diese augenblickliche Wallung ihm auch erschien, und darum entschied er sich für das weise gemessene Verfahren.

Er ergriff die ihm keck entgegengestreckte Hand nicht, sondern trat einen Schritt zurück, die in einer Wolke von Wohlgerüchen schwimmende Besucherin mit kühlem Blick von Kopf zu Fuß musternd.

„Was verschafft mir die unverhoffte Ehre?" fragte er endlich.

Die Tänzerin machte einen vollendeten Courknix, dann drehte sie sich wirbelnd ein paarmal um sich selbst, daß ihre reich bebänderten Röcke nur so flogen, schlug eine helle Lache auf und machte abermals eine vollendete, formvolle Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

Volksbühne Norden: „Gyges und sein Ring"

Konflikte von gestern

An Primitivität, an äußerer Unvollkommenheit eines kleinen Rahmens wird sich niemand stoßen wollen. Aber für den Titel „Volksbühne" sind die größten Werte gerade noch gering genug. Die Pankower Theaterleute geben mittelmäßige Epigonenleistung. Ferdinand Gregoris stärkere, sehr durchdachte Kandaules-Gestalt macht sich schwer erträglich durch seine hingehaltenen Naselkonsonanten. Erik Baldermann (Gyges) läßt sein Kurfürstendammorgan schließlich in kluger Darstellung vergessen, und Rose Veldtkirch ist eine blumige Rhodope. Dazu eine Kinokatzenmusik. Mehr kann der Breiten Straße zu Pankow nicht bezeugt werden. Und daran soll „die deutsche Volksseele gesunden" und „ihrer kulturellen Verpflichtung" nachkommen? Wir dürfen vorerst noch skeptisch bleiben. Solche Bedingungen lassen sich nur mit seltenen schöpferischen Werten erfüllen, die mit besten Absichten keineswegs bereits identisch sind.

Eine zweite Frage, an der die Pankower Volksbühne nicht so unmittelbar beteiligt ist. Liegt im Problem der Konflikte. Sagen wir es doch endlich, daß die meisten Konflikte aus der Blütezeit der deutschen Dichtung heute kaum mehr einen Menschen aufregen. Sie stammen aus einer Zeit, da innere und äußere Muße den Menschen befähigte, sich in einer ästhetisierten Atmosphäre vor allerlei Ueberschneidungen von Moral und Handlung zu graulen. Aber die Epoche, da aus dem Publikum des „Othello" die Frauen ohnmächtig hinweggetragen wurden und manche frühzeitig niederkamen, ist in den letzten Jahren hinter uns abgebrochen. Mit all ihrer tiefen Symbolik rührt die Dichtung von einst nicht mehr an die Facetten unseres heißen, gegenwärtigen Seins, die von neuer, harter, ganz und gar anderer Zeit geschliffen werden. Der Gyges zum Beispiel mit seinem äußeren Bild einer großmütterlichen Moralbasis kann uns nichts mehr helfen, höchstens noch weiter umnebeln. Haben wir Ursache, uns in die Schatten sterbender Welten zurückzutasten? Auch das sind Fragen, die die Lenker einer Volksbühne — unbeschadet des Beispiels der besten Bühnen — sehr sorgsam abwägen müssen.

F. Z.

Der Totentanz 1921

Staatstheater: Ruhr-Schauspiele

Wenn die große Hilfsaktion für das Ruhrgebiet jetzt aus dem Anlaß materieller Nöte eingeleitet wurde, so darf die geistige Not, die Sonnenscheinsucht der Untertagschwerarbeiter nicht vergessen werden. Im letzten Jahr hat die Entwicklung des Theaterwesens in den neuen Großstädten des Kohlenreviers den Beweis dafür angetreten, ein wie günstiger Ackerboden die seelische Einheit des Ruhrvolks für die Saat der Kunst darstellt. Die vereinigten Schauspiele Herne-Recklinghausen vermittelten mit einer vom Bühnenvolksbund im Staatstheater veranstalteten Aufführung des Weismantelschen „Totentanz 1921" einen bleibenden Eindruck von Gehalt und Form der Kunst, die im schwarzen Land geliebt wird. Das Stück ist dort unten mit großem Erfolge gespielt worden.

In Berlin fiel einem der Mangel an offiziellem Anstrich auf, der solche Ruhrhilfsveranstaltungen auszuzeichnen pflegt und den man jedenfalls nach Ort und Art der Aufführung erwartet hatte. Das „Spiel vom Leben und Sterben unserer Tage" hat aber auch einen stark pazifistischen Charakter (der sich auf die katholische, nein urchristliche Weltanschauung des Autors gründet) und schont weder Militarismus noch Bauernegoismus, darüber hinaus freilich überhaupt keine Schwäche des Menschen mit irdischem Horizont, der nie bedenkt, daß all sein Gut, all sein Mühen, all sein Wünschen doch nur Eigentum des Todes ist. Fehlt diesem Werke auch das letzte Begeisternde einer neuen starken Idee (denn jene des Nazareners hat sich allzu deutlich vor der militarisierten Kirche flüchten müssen), so bleibt es doch ein tiefer Brunnen, aus dem man viel kristallene Klarheit schöpfen kann, wenn man glaubt, und viel menschliche Wahrheit, wenn man nicht glaubt.

Direktor Dornseiff spielte es ohne Kulisse, ohne Requisit, in dunklem feierlichem Rahmen, den Egon Wilden geschaffen hatte. Das Programm nennt die Personen des Stückes, aber keinen Namen der Darsteller. Das Stück — obwohl nach der holzschnitzerischen Gestaltungswelt des Mittelalters orientiert — und sein herbes, aus der Zeit in die Ewigkeit wachsendes Spiel hatten etwas von einem neuen Bühnenstil, etwas, das nicht von Berlins Gnaden ist.

—zz—

Volksbühne Bülowplatz

„Die lustigen Weiber von Windsor"

Dieses Lustspiel gehört zu denjenigen Komödien Shakespeares, die auf der Schaubühne selten gesehen werden. Es entbehrt jener innern Musikalität, die alle heitern Schöpfungen des großen Briten auszeichnet, und an der alten Anekdote, er habe das Stück auf besonderen Wunsch seiner königlichen Gönnerin Elisabeth geschrieben, die den dicken Ritter Falstaff gern einmal in einer Liebhaberrolle sehen wollte, mag insoweit ein wahrer Kern sein, als man dem Werk ohne besondere Mühe die bestellte Arbeit anmerkt. Das Spiel geht ausschließlich in bürgerlicher Sphäre vor sich, es fehlt der Anflug ins Phantastische; der Dichter rührt nicht ans Elementare, und der Elfenspuk am Ausgang bleibt eben nur Maskerade, ein Schabernack, von braven Philistern ausgesonnen, — ein Sommernachtstraum ins Kleinstädtische projiziert.

Herr Heinz Hilpert, der in der Volksbühne interwistischt Fehlings Erbe verwaltet, bewies mit dieser Inszenierung unbestreitbares Regietalent. Alles Bildhafte war auf eine einfache, aber erschöpfende Formel gebracht, das Tempo bunt und wirblig, wie sich's für eine Clownerie gebührt. Die Begleitmusik von Wolfgang Zeller unterstrich in sehr glücklicher Weise. Aber . . . befriedigte Herr Hilpert die Augen, so kam das Ohr dabei zu kurz. Riß das schmissige Tempo widerstandslos die Gliedmaßen der Schauspieler mit sich, so unterjochte es leider auch ihre Stimmbänder; unter der allgemeinen Geschwindigkeit litt die Deutlichkeit der Aussprache. Hier wird der Regisseur bei den Reprisen einzusetzen haben.

Der Falstaff des Herrn Georg August Koch war keine überwältigende Leistung, aber gut angelegt. Herr Hoch gab die Possenfigur, nicht den zynischen Philosophen Falstaff. Hertha Wolff und Johanna Koch-Bauer dagegen führten einen wohlgelungenen Hexentanz lustiger Weiblichkeit auf, während Maria Weißleder als kupplerische alte Jungfer starkes karikaturistisches Temperament bewies. Von den Herren seien noch besonders erwähnt Guido Herzfeld, Hans Halden, Fritz Möller und Richard Leopold. Vergessen sei auch nicht ein neues anmutiges Gesicht, Dora Gerson.

—y.

Der Hauptmann mit den Grillen

In Bautzen, so berichtet ein Dr. J. M. Braun im Jahre 1839, lebte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Offizier, der in die sonderbare Einbildung verfiel, daß er fünf Grillen in seinem Kopfe habe. Er quälte sich mit dieser ihn beherrschenden Vorstellung so sehr, daß er auf seine Weise von ihr abzubringen war. Nachdem der Stabschirurg L., dem der Hauptmann als Kranker übergeben worden war, den Gang seiner Phantasie beobachtet hatte wandte er folgendes Mittel an, den Grillenfänger zu kurieren. Er ließ sich nämlich fünf lebende Grillen fangen und versprach dem Patienten, die Grillen aus dem Kopfe herauszuschneiden. An der Stelle, wo sich nach Angabe des Patienten die Grillen befinden sollten, machte dieser Stabschirurg einen Schnitt und ließ eine Grille nach der anderen, als hätte er sie aus der Wunde herausgenommen, auf den Teller herabfallen. Der Kranke verschlucke sogleich, eine Erleichterung zu spüren, und lebte einige Jahre wie ein Chronist behauptet, gesund und zufrieden. Einstmals aber begannen ein paar besonders taktvolle Regimentskameraden ihn wegen seiner fixen Idee aufzuziehen und erzählten ihm die Art und Weise, wie er von den Grillen befreit worden wäre. Der Hauptmann ward sogleich stutzig, fing von neuem an, über seine ehemaligen Phantasien zu brüten und verfiel in die heftigste Raserei, worin er endlich starb.

Fab.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Weiter-Berlin-Neukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Mantels: Heinrich Heyden; Hermer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Stöß-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.